

CAROLA VANNINI

# Ein Zuhause für Ruby

DIE WAHRE GESCHICHTE EINES  
MUTIGEN HUNDES



Weltbild

Ein Zuhause für Ruby

Carola Vannini

# Ein Zuhause für Ruby

Die wahre Geschichte eines  
mutigen Hundes

Aus dem Italienischen  
von Claudia Amor

**Weltbild**

Die italienische Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel *Avevo solo una  
manciata di stelle* by Sperling & Kupfer Editori S.p.A.

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,  
Werner-von-Siemens-Str. 1, 86159 Augsburg  
Copyright © 2016 by Bastei Lübbe AG; Köln  
Koordination und Bearbeitung der deutschen Ausgabe: usb bücherbüro,  
Friedberg/Bayern  
Übertragung ins Deutsche: Claudia Amor  
Covergestaltung: atelier seidel/Teisung, Jerome Weirauch unter  
Verwendung eines Motivs © mit freundlicher Genehmigung von Stefano Pedretti  
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara  
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice  
Printed in the EU  
978-3-8289-4737-5

2018 2017

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Einkaufen im Internet:  
[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

*Für Pluto und Saudade*

Ein oberflächlicher Typ war ich nie.

Ich habe immer versucht, aus den Erfahrungen meines langen Lebens zu lernen.

Aber das war nicht unbedingt leicht. Eigentlich haben die Schwierigkeiten und das Elend in den meisten Fällen die Oberhand behalten. Trotzdem habe ich selbst in den finstersten Stunden, in denen ich nur eine Mauer vor Augen hatte, mit Optimismus und unermüdlichem Lebenswillen nach vorne geblickt, auf einen hoffnungsvollen Horizont, der so rot leuchtet wie ein Sonnenuntergang im Sommer.

Lange Zeit sanken die trüben und verwirrenden Erinnerungen an meine Kindheit und frühe Jugend in mir nieder wie Algen auf den schlammigen Grund eines vom kalten Winterwind gepeitschten Sees. Wie durch dünne Nebelbänke blickte ich in Streiflichter meiner Vergangenheit, die in keinem Zusammenhang zueinander standen. Rückblenden, die mir vorkamen, als gehörten sie zum Leben und zur Geschichte eines anderen. Aber es waren *meine* Rückblenden, *meine* Geschichten, es war mein Leben. Erst jetzt, wo ich alt und müde bin, erkenne ich das ganze Bild, bin ich in der Lage, die einzelnen Fragmente aneinanderzufügen. Und wie in einem Film mit mehreren Episoden kann ich den Verlauf meines langen Lebensweges nachvollziehen, der mich bis hierher gebracht hat.

Bis ins Heute.

Ich bin viel herumgekommen, bin gelaufen bis zur völligen Erschöpfung.

Ich habe mit dem Hunger und der Einsamkeit gekämpft.

Ich habe die Gefangenschaft kennengelernt und was es heißt, von den Menschen verlassen zu werden, die man liebt.

Ich habe mich an die Hoffnung geklammert, ohne sie je zu verlieren. Ich habe gelernt, geduldig zu sein.

Ich bin gestorben und wieder aufgestanden.

Nach einer langen Zeit des Wartens bin ich plötzlich alt geworden. Niemals hätte ich gedacht, dass ich die Kraft besitze, noch einmal von vorne anzufangen. Ich hatte ja geglaubt, mein Ende wäre nahe. Ich glaubte nicht, dass es noch eine Zukunft gäbe, in die meine müden Augen blicken können.

Wer hätte vermutet, dass ich auf meine alten Tage endlich lernen würde, zu spielen?

Und doch hat das Leben mir all das geschenkt. Es hat sich mit mir einen Scherz erlaubt, mich ins Dunkel geworfen, nur um es dann wieder hell werden zu lassen.

Ganz plötzlich, ohne jede Vorwarnung.

Ich sehe mich selbst als Sinnbild, dafür, dass man sich von Problemen befreien kann. Als Beweis, dass Hoffnung einen Wert hat. Als einzige wahre und unbesiegbare Waffe gegen alle Feinde, die greifbaren und die inneren.

Nach reiflicher Überlegung bin ich zu dem Schluss gekommen, dass ich die Erinnerungen, die ich von meinem Leben habe, in verschiedene Phasen gliedern möchte, die recht wenig Gemeinsamkeiten besitzen, außer der einen, dass sie den gleichen Darsteller haben: meine Wenigkeit. Einige dieser Geschichten habe ich mit eigenen Augen miterlebt, andere bekam ich erzählt, aber sicher ist, dass alles hier Erzählte irgendwann einmal wirklich passiert ist.

Für einen alten Kerl wie mich, der den Großteil seines Lebens allein und ohne Liebe verbracht hat, bedeutet das Erzählen, dass all die Dinge, die sich einmal ereignet haben, nicht in Vergessenheit geraten. Sich nicht auflösen wie Tränen im Regen.



**KINDHEIT**

## **Erinnerung 1**

*Zu vergessen, was einmal dein war, tut weh*

An die ersten Tage meines Lebens kann ich mich nicht erinnern, aber das geht uns wohl allen so. Doch ich weiß mit Sicherheit, aus den Erzählungen meiner Mutter, dass ich in den Ruinen einer verlassenen, eingestürzten Hütte das Licht der Welt erblickte. Einer Hütte, die sich verzweifelt an die Erde klammerte, damit ihre Steinmauern nicht einfach den Abhang hinunterrollten.

Zwischen den längst zerbröckelten Steinen waren stellenweise satte, stark duftende Grasbüschel gewachsen. Wenn die Sonne daraufschien, leuchteten sie in einem prächtigen Spektakel aus Grüntönen.

Die Hütte stand inmitten einer weiten, ländlichen Gegend, ganz oben auf der Kuppe eines steilen Hügels. Daneben wachte ein uralter Olivenbaum würdevoll über die Landschaft. Rundherum war nur Gras, Wiese und Reif. Sonst nichts.

Es war kein sehr behaglicher Ort, vor allem dann nicht, wenn die Temperatur so tief sank, dass dir die Pfoten froren. Dennoch war es ein sicherer Unterschlupf. Zumindest machte es den Anschein.

\*

Es war Winter, und in jenem Jahr war die Kälte besonders groß. Meine Mutter, deren Familie seit Generationen herrenlos war, hatte sich in jungen Jahren hier niedergelassen und wollte von den Plätzen, die ihr Jahr für Jahr mehr ans Herz gewachsen waren, nicht mehr fort.

Mutter war weiß, mit einem weichen, ganz leicht gewellten Fell und einem langen Schwanz, der schon bei der kleinsten Bewegung losflatterte. Sie hatte sanfte Augen und duftete (das weiß ich noch ganz genau) nach Gras und Blumen. Sie war das, was die Menschen einen Setter nennen. Nur noch schöner.

An diesem entlegenen Ort auf dem Land führte sie ein Leben in Freiheit, allein. Sie hatte die verlassene Hütte eines Tages entdeckt und sich dort eingerichtet, denn dort fand sie eine Öffnung in einer Mauer und völlige Abgeschlossenheit.

Oft überquerte sie den unbestellten Teil des Hügels, bis sie in die Nähe eines großen Backsteinhauses kam, das von Menschen bewohnt wurde. Es war eines dieser alten Gebäude, deren Wände aus Ziegeln gebaut sind und deren Fenster man mit großen Holzflügeln verschließen kann.

Das Haus bestand aus zwei Geschossen, aber wie es im Inneren aufgebaut war, hat kein Hund je erfahren. Von außen sah man an den Fenstern kleine Blumentröge, die je nach Jahreszeit anders gefüllt waren. Und rund um das Gebäude lag eine sehr gepflegte Wiese, die von großen Bäumen gesäumt war.

Meine Mutter wusste wenig von den Dingen, die sich in dem Haus abspielten. In all den Jahren, die sie dort lebte, war sie nicht ein einziges Mal hineingebeten worden. Und doch schlich sie sich fast jede Nacht vorsichtig heran und verbrachte Stunden damit, zu schauen und zu träumen.

Sie träumte davon, wie das Leben wäre, wenn man ihr nur einen kleinen Winkel zugewiesen hätte. Die finsterste Ecke im allerkleinsten Zimmer hätte ihr schon genügt.

Durch eine große Glastür konnte man im großen Zimmer einen Kamin erkennen, wo im Winter ein verlockendes Feuer flackerte. Während sie immer wieder durch das Fenster lugte, stellte sie sich vor, wie es wohl wäre, sich in der Wärme zusammenzurollen und vielleicht sogar die Hand eines Menschen auf ihrem Kopf zu spüren.

In der Nähe des Kamins stand ein langer Holztisch, um den sich die Menschen zum Essen versammelten. Die Tischdecken waren aus fröhlichen Stoffen.

Sie sah den Menschen beim Essen zu. Von draußen. Sie wusste, dass auch für sie früher oder später etwas abfallen würde. Tatsächlich brachten ihr die Menschen oft die Reste in den Garten, neben den Abfallbehälter. Und sie nahm sie mit Freuden an. Offensichtlich mochte man sie gern.

Eines Tages in nicht allzu ferner Zukunft würden sie ihr vielleicht Beachtung schenken und jene Glastür öff-

nen, die sie voneinander trennte. Sie würden sie streicheln und in die Familie aufnehmen.

Das war ihre Hoffnung. Sie gab die Hoffnung nie auf.

Jeden Abend, egal, ob es im Winter frostig oder im Sommer schwül war, wiederholte sie pünktlich ihr Ritual und stellte sich vor, man hätte schon auf sie gewartet.

Sie traf sich mit *ihrer* Familie.

Ein Treffen, von dessen Existenz nur sie wusste.

Sie schaute und atmete freudig in die Finsternis hinein, bewunderte die Heiterkeit, den Duft und die Wärme, die aus dem Haus nach draußen drangen. Sie nahm, so viel sie konnte und revanchierte sich auf die einzige Art, die sie kannte: indem sie bei jeder flüchtigen Begegnung mit den Menschen mit dem Schwanz wedelte und schwieg. Immer.

In Wirklichkeit nahm man ihr dankbares Verhalten kaum wahr.

Für sie stand fest, dass die Schuld für diese Gleichgültigkeit bei ihr selbst zu suchen sei. Vielleicht drückte sie sich nicht klar genug aus, oder sie war schlichtweg nicht würdig, beachtet zu werden. Immerhin war sie eine Streunerin. Manchmal geschah es, dass die beiden Kinder, die in dem Haus wohnten, sie streichelten, und jedes Mal hüpfte ihr Herz vor Freude.

Sie nannten sie Bella. Einen richtigen Namen hatte sie jedoch nie gehabt.

Sie war kein sehr ehrgeiziger Charakter. Sie war zufrieden mit dem, was man ihr gab, und lebte das ihr Leben, ohne viele Fragen zu stellen.

Sie wusste nur zu gut, wie es auf der Welt zuging, und schätzte all die Tage, die so vorübergingen. Ohne Liebe, aber voller Hoffnung. Eintönig, aber froh. Einsam, aber frei.

## Erinnerung 2

### *Einsame Herzen irren unermüdlich*

In jenem Jahr erreichte der Herbst den Hügel etwas früher als sonst.

Das Grün der Bäume war bald einem strahlenden Gelb gewichen, das in der untergehenden Sonne den Wald aufleuchten ließ, als stünde er in Flammen. Die ersten kalten Stürme peitschten über die langen Grashalme der verwilderten Wiesen.

Es war nicht zu übersehen, dass die Natur sich auf den Winter vorbereitete. Die wenigen, weit auseinanderliegenden Häuser, die bewohnt waren, hatten ihre Fenster bereits geschlossen, um die schneidenden Windböen auszusperren.

Ein kleiner schwarzer Punkt steuerte einsam und unbeständig auf den Hügel zu. Er schien kein bestimmtes Ziel zu haben. Eher machte es den Eindruck, als folgte er nur den Gerüchen, die der Wind ihm zufällig zutrug.

Erhobener Schwanz. Nase auf dem Boden.

Es war ein Setter, seine Augen waren dunkel und matt.

Bevor es ihn hierher verschlug, war er lange umhergezogen. Er wusste schon nicht mehr, wie lange.

Er hatte einmal ein Zuhause gehabt, früher. Und einen Herrn. Und einen Namen. Man nannte ihn Erno.

Doch er konnte sich nicht mehr erinnern, wie es sich anhörte, wenn eine Menschenstimme dieses Wort aussprach.

Es war wie ausgelöscht, fortgetragen von der Zeit, obwohl er sich angestrengt hatte, den Laut in seinem Gedächtnis und in seinen Ohren zu rekonstruieren. Er wurde nie wieder ausgesprochen, sein Name war einfach verschwunden. Aufgelöst. Fort. Wie sein früheres Leben. Mit einem plötzlichen, tödlichen Ruck.

Erno hatte ein schwarzweißes Fell, das trotz seines Alters von sechs Jahren und der langen, einsamen Streunerei immer noch glänzte. Seine würdevolle Statur wurde noch dadurch unterstrichen, dass er seinen Schwanz so stolz trug wie eine Flagge. Die langen Hängeohren ließen bei jedem Schritt auf seine noble Herkunft schließen.

Nur die Ballen seiner Pfoten verrieten ihn. Für einen gepflegten Hund waren sie viel zu abgenutzt und faltig. Sie waren viel zu weit gelaufen für einen Hund, der noch so jung war, und taten viel zu weh, um nicht zum Problem zu werden. Diese Ballen hatten einiges hinter sich; einen weiten, weiten Weg.

Erno entstammte einer Sippe von großen Jagdhunden. Generationen von Hunden mit adeligem, tadellosem Stammbaum, die mit den Menschen und für die Menschen gelebt hatten und sich geliebt und respektiert fühlten. Hunde, die Zuneigung und Angriffslust schenkten und im Gegenzug einen Namen, Respekt und viel Beachtung erhielten.



Und so hätte es weitergehen sollen, Jahrhundert über Jahrhundert, bis in alle Ewigkeit, in jenem verfluchten Haus am See.

Aber dann kam er: Erno. Er war gutaussehend, intelligent, lebendig, aber, zu seinem Leidwesen, von sehr sanftmütiger Natur. Zu sanft, um sich der Jagd hinzugeben und die Tradition seiner Familie fortzuführen. Er mochte diese Tradition nicht, verstand weder ihren Stellenwert, noch verspürte er einen instinktiven Jagdtrieb.

Er verabscheute diesen Blick voller Habgier und Besessenheit, der in jenen spannungsgeladenen Momenten vor dem Töten in den Augen seines Herrn lag. Er sah, mit welcher Brutalität die anderen Hunde sich auf die Beute stürzten.

Welche Lust empfanden sie dabei? Bekamen sie denn nicht Nahrung im Überfluss? Welchen Grund hatten sie, immer weiter und weiter zu töten?

Er hingegen hatte diesen Kick in der Nase, der die wütenden Instinkte entfesselte, noch nie gespürt. Der beißende Geruch von bevorstehendem Tod konnte ihn nicht auf unbekannte, düstere Lichtungen hinaustreiben. Er gab nichts auf die freudige Anerkennung seines Herrn nach getaner Arbeit, wenn die Beute geschlagen war.

Für ihn stank die Jagd einfach nach Tod. Das war alles.

Daher verstand er auch die Unterweisungen nicht und konzentrierte sich nicht auf das, was ihm befohlen

wurde. Beim Hundetraining und bei den Jagdprüfungen versagte er kläglich.

All diese Dinge zählten nicht im Leben. Das wusste er genau. Was zählte, war, abends die Hand eines Menschen auf dem Kopf zu spüren. Es war die Wärme des Hauses mit seinen feuchten Gerüchen, die nach Gutem schmeckten und in denen er sich verlieren konnte. Das, was wirklich und vor allem anderen zählte, war der Klang seines Namens: Erno.

Erno, Erno, Erno. Aber wie hatte er wirklich geklungen, dieser Name?

Eines Morgens im Winter (er war zwei Jahre alt) war er mit seinem Herrn in einem unbekanntem Waldstück auf der Jagd. Dieses Mal waren sie allein, ohne andere Hunde. Er erforschte gerne neue Gegenden, neue Gerüche, sah gerne neue Lichter.

In seinem Inneren verspürte er dieses Prickeln des Unbekannten, die belebten Sinne, wenn man auf Facetten trifft, die man zuvor nie erlebt hat.

Die wunderbare Welt der Gerüche, das Rascheln des Laubs dort oben in der Nähe des Himmels, die zitternde Berührung der Pflanzen auf dem Fell, die frischen, nach Moschus, Gras und sauberer Luft duftenden Blätter.

Es war herrlich, all das zum ersten Mal an einem neuen Ort zu erleben!

Sie hatten den Wagen genommen, und der Temperaturunterschied zwischen dem Inneren des Kofferraums

und der Waldluft fühlte sich an wie ein Peitschenschlag auf das Fell. Es war schrecklich kalt, und der Nebel sorgte für eine dünne, milchige Luft.

Die unnatürliche, gedämpfte Stille wurde lediglich von dem Rascheln unterbrochen, das die Sohlen seines Herrn verursachten, wenn er auf das trockene Laub trat. Und durch das Geräusch, das entstand, wenn der wendige Hundekörper die Büsche streifte.

Der Tag dämmerte, der Wald erwachte langsam mit all seinen Farben und Geräuschen. Den Düften im Unterholz folgend, stand er plötzlich Schnauze an Schnauze einem kleinen Hasen gegenüber.

Er starrte ihn an. Er beschnüffelte ihn ausgiebig.

Sein Herr war nur wenige Schritte entfernt.

Er hätte den Hasen verraten können, ihm folgen, ihn aufspüren. Er war praktisch erledigt.

Aber Erno sah ihm in die Augen. Und aus einem seltsamen Grund heraus, den nur ein Hund verstehen kann, las er darin die Angst. Er sah darin das Leben des Tieres, wie es durch das Dickicht hüpfte, die Liebe zu seinem Nachwuchs, der womöglich wenige Meter entfernt auf ihn wartete.

Er las darin ein Flehen und fühlte in seinem Herzen den Schmerz, den der Tod dieses wehrlosen Lebewesens zur Folge gehabt hätte. Und alles um ihn herum stand still.

Die Bäume bewegten ihre Zweige nicht mehr, die Vö-

gel ließen das Zwitschern, Insekten hörten auf zu schwirren.

Ein zeitloser Schleier legte sich über den Wald und ließ jenen Augenblick wie in einem dichten Nebel erstarren.

Während dieses ewigen Innehaltens, dieses Schwankens zwischen Leben und Tod, traf er eine Entscheidung: Er beschloss, den Hasen zu verschonen. Er wollte nicht der Grund für seinen Tod sein.

Eine letzte Sekunde lang betrachtete er den Hasen, der reglos vor Angst vor ihm hockte. Seine Augen sprachen zu dem wehrlosen Tier und sagten: Ich habe dich verstanden. Geh. Du bist frei. Du kannst leben. Als hätte der Hase seine Gedanken gelesen, sprang er in einem blitzschnellen Satz davon und verschwand in den Büschen.

Erno löste seinen Blick, setzte sich in entgegengesetzter Richtung in Bewegung, und sein Herr folgte ihm nichtsahnend.

Lange Zeit bewegten sie sich durch das Dickicht. Erno lief voraus, neugierig und aufgeregt wegen all der neuen Düfte und der kalten Luft, die ihn an der Nase kitzelte, sein Herr hinterher, in einem Abstand von wenigen Schritten.

Das Sonnenlicht erhellte nun auch den Waldboden, und der weiße Reif wick lebendigen Farben und einem eindringlichen Geruch nach Feuchtigkeit. Erno war glücklich und in all den Eindrücken versunken.

Mit einem Mal wurde er sich der Stille bewusst, die plötzlich hinter ihm herrschte.

Er blickte sich um und konnte die Stiefel, die ihm mit sicherem Gang folgten, nicht mehr sehen.

Er kehrte sofort um.

Ergebnislos versuchte er, sie zu wittern, sie wieder einzuholen, sie durch das Grün hindurch zu erblicken.

Verwirrt machte er sich daran, die Fußabdrücke zurückzuverfolgen. Eine zischende Angst durchdrang auf einmal die Blätter der Bäume und senkte sich hinunter zu ihm.

Je länger seine Suche dauerte, desto schwerer wurde ihm ums Herz.

Was eben noch ein Zischen gewesen war, steigerte sich zu einem ohrenbetäubenden Lärm, der ihm die Sinne lähmte, die damit beschäftigt waren, irgendeinen Hinweis auf die Anwesenheit eines Menschen zu wittern.

Nichts.

Er witterte nichts. Wie konnte das sein? Die Angst stieg weiter in ihm hoch.

Und sie betrog ihn, verwirrte seine Wahrnehmung.

Schleichend begann eine Frage in seinen Gedanken Form anzunehmen: Hatte sein Herr ihn verlassen? Vielleicht hatte er ihn lediglich vergessen und würde jeden Moment zurückkommen, um ihn zu holen.

Er war bei der Jagd keine große Hilfe, das wusste er. Aber was den ganzen Rest betraf, hielt er sich für einen guten Hund. Loyal, lieb und treu.

Er hätte für seinen Herrn sein Leben gegeben. Er hätte jegliche Qual auf sich genommen, nur für eine Zärtlichkeit von ihm. Von jener Hand, die ihn fütterte und ihm einen warmen Platz zum Schlafen gab.

Konnte es sein, dass all das wertlos war? Konnte es sein, dass sein Herr einfach umgekehrt und fortgegangen war?

Nein. Es konnte nicht sein. Nicht er.

Sicher hatte er sich verirrt, war zum Wagen zurückgegangen und wartete dort auf ihn.

Natürlich! Der Parkplatz! Er musste unbedingt den Parkplatz finden, wo das Auto stand.

Selbstverständlich!

Das war der Schlüssel. Warum hatte er nicht gleich daran gedacht? Wie dumm, dass er sich so aufgeregt hatte.

Mit frischem Optimismus brachte er seinen Verdacht zum Schweigen und versuchte, seine Konzentration wiederzufinden.

Nase auf den Boden. Schwanz in die Höhe.

Er machte sich erneut auf die Spurensuche und drängte die Angst in seiner Kehle zurück, die sich dort wie eine Schlange verschanzt hatte und nur darauf wartete, herauszuspringen und zuzubeißen. Er fing einen bekannten Geruch auf. Dann einen weiteren. Er folgte ihm. Er erkannte einige Sträucher wieder, einen morschen Stamm, der ihm kurz zuvor aufgefallen war. Da war es. Er näherte sich der Stelle. Gleich musste er bei dem Parkplatz sein.